

Ekkehard Martens

„Das muss jeder selber wissen!“ – Platons Höhlengleichnis als philosophischer Bildungsprozess im Kampf gegen „Bullshit“

I. Problemlage

„Das muss jeder selber wissen!“ Diesen Spruch hört man in letzter Zeit immer häufiger von Jugendlichen und Erwachsenen, im privaten und im öffentlichen Bereich. Oft schwingt in diesem Satz eine Haltung mit, die der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt (geb. 1929) „Bullshit“ nennt. Mit „Bullshit“ meint Frankfurt in seinem gleichnamigen Buch (Frankfurt 2006) nicht das umgangssprachliche „Unsinn“ oder „Blödsinn“, sondern eine Haltung, die jedem Bemühen um Wahrheit gleichgültig oder ablehnend gegenübersteht. Dem „Bullshitter“ sei es schlicht egal, ob das, was er selber oder jemand anderer sagt, wahr oder falsch ist. Er legt nur Wert darauf, andere zu beeindrucken und Recht zu haben. In einer Medien-Gesellschaft, in der Politiker, Geschäftsleute, Werbeleute oder sonstige Meinungsmacher in erster Linie an Effekten, weniger an Wahr und Falsch interessiert sind, sei Bullshit gefragt, nicht das Bemühen um Wahrheit. Vor allem Personen, die als Politiker oder Prominente in der Öffentlichkeit stehen, so erklärt Frankfurt die weite Verbreitung von Bullshit, müssen in den Medien über alles Mögliche ein schnelles Urteil abgeben, ohne ihre Behauptungen ausreichend prüfen zu können oder auch nur zu wollen. Während der Lügner weiß oder zumindest zu wissen meint, was wahr und falsch ist, den anderen aber wider besseres Wissen um eines Vorteils willen darin täuschen will, ist dies dem Bullshitter egal. Er redet einfach daher oder umgangssprachlich gesagt: er „labert“.

Die grundsätzliche Missachtung der Realität, die sich in der Vernachlässigung von Fakten und Argumenten sowie von Genauigkeit ausdrückt, kann, so Frankfurt, für das private und öffentliche Handeln gefährlich werden, weil damit der Verlässlichkeit gemeinsamen Handelns das Fundament entzogen wird. Wer ohne Beachtung der Realität redet und handelt, kann sich selber und anderen schweren Schaden zufügen, am deutlichsten in technischen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen, aber auch in moralisch-rechtlichen und in politischen Fragen. Selbst objektive Forschung oder Wissenschaft, die Basis unserer wissenschaftlich-technischen Welt, wäre unmöglich. Außer im medialen und auch demokratischen Meinungs- und Redezwang sieht Frankfurt die tiefere Ursache für den heute weit verbreiteten Bullshit in der erkenntnistheoretischen Prämisse von „diversen Formen eines Skeptizismus, der uns die Möglichkeit eines zuverlässigen Zugangs zur objektiven Realität abspricht. (...) Diese ‘antirealistischen’ Doktrinen untergraben sogar unser Vertrauen in das Konzept einer objektiven Forschung.“ (Frankfurt 2006, S. 71 f.)

Einem *erkenntnistheoretischen* Skeptizismus, so ist zu unterscheiden, ist alles egal oder gleich-gültig, da wir keine empirischen Fakten, logischen und naturwissenschaftlichen Gesetze sowie keine moralischen Gebote erkennen können; ein *ontologischer* Skeptizismus zieht daraus den Schluss, dass es sie auch nicht gibt: was wir nicht erkennen können, gibt es nicht. Zu den skeptischen oder antirealistischen Doktrinen ist auch, wie man Frankfurts Analyse ergänzen muss, der sogenannte radikale Konstruktivismus zu zählen. Nach ihm ist nicht nur unsere Auffassung von Realität oder Wirklichkeit bloß subjektiv, sondern auch die Wirklichkeit selbst ist nichts anderes als unsere Konstruktion – es gibt sie gar nicht. Eine derartige Auffassung kommt, wie Julian Nida-Rümelin bemerkt, einer pubertären Trotzhaltung entgegen: „Ältere Kinder und

Jugendliche nehmen (...) oft, zumindest für eine gewisse Zeit, eine konstruktivistische Haltung ein, die es ihnen erspart, sich damit auseinanderzusetzen, was – objektiv – für eine bestimmte Überzeugung, eine bestimmte Handlung spricht. Dieser ´pubertäre´ Konstruktivismus ist attraktiv, weil er erlaubt, die eigenen subjektiven Meinungen der Kritik zu entziehen“ (Nida-Rümelin/Weidenfeld 2012, S. 42)

Wie weit die akademische Theorie oder Lehre eines Skeptizismus tatsächlich die Öffentlichkeit beeinflussen kann, ist schwer zu sagen, etwa als Wechselwirkung von allgemeinem Zeitgeist und akademischer Philosophie. Und selbst wenn niemand in seinem eigenen Handeln ein konsequenter Anti-Realist oder radikaler Konstruktivist ist, können derartige Lehren auf die Dauer das allgemeine Bewusstsein beeinflussen und mit den von Frankfurt befürchteten negativen Folgen eine Haltung des „Bullshit“ erzeugen oder bestärken. Daher sollte man sie etwa in schulischen Bildungsprozessen einer kritischen Prüfung unterziehen. Besonders Platons „Höhlengleichnis“, einer der berühmtesten Texte der Philosophiegeschichte und ein häufig gelesener Text im Philosophie- und Griechischunterricht, bietet eine geeignete Basis für den „Kampf gegen den Bullshit“.

II. Das Höhlengleichnis – metaphysische Deutung

Als Einstieg in eine längere Unterrichtsreihe in einer 11./12. Jahrgangsstufe mit dem Thema „Was können wir wissen? Erkenntnistheorie“ empfiehlt es sich, am Vorwissen oder an den Alltagsvorstellungen der Schülerinnen anzuknüpfen. So kann man damit beginnen, dass man sie fragt, wie sie selber in ihrem Alltag den Satz „Das muss jeder selber wissen“ verstehen, ob und an welchen Beispielen sie ihn in unserer Gesellschaft hören oder selber verwenden und welche praktischen Folgen dieser Satz haben könnte. Nach einer kurzen Diskussion schält sich erfahrungsnach meistens als alternative

Deutung mit negativen bzw. positiven Folgen heraus: 1. „Alles ist gleichgültig“ (Relativitäts-These) oder 2. „Da darf mir keiner hineinreden“ (Autonomie-These). Um beide Thesen genauer zu verstehen, sollte in einem zweiten Schritt jeder einzelne/jede Gruppe den strittigen Satz Wort für Wort in seinen möglichen Varianten schriftlich analysieren. Drittens sollte sich die gesamte Lerngruppe auf eine Beschäftigung mit den beiden Teilen des Satzes „das“ bzw. „was“ (Faktenwissen, Logik/Naturgesetze, moralische Normen) und „wissen“ (kennen, empirisch/rational begründen, beurteilen) konzentrieren.

Nach einer ersten Sicherung der Ergebnisse der Lerngruppe (an der Tafel) zu den beiden Teilen „was“ und „wissen“ des strittigen Satzes kann man auf den antiken Vorgänger der Relativitäts-These eingehen, um die Alternative „alles menschliche Erkennen ist bloß subjektiv“ oder „objektives Erkennen ist möglich“ zuzuspitzen. Gemeint ist der Homomensura-Satz des Protagoras (evtl. Lehrerreferat zu Platon, *Theätet* 151 e – 187 b). Anschließend soll Platons Höhlengleichnis als Gegen-These bzw. Objektivitäts-These dargestellt und geprüft werden: es gibt eine von uns Menschen unabhängige Realität und wir können sie zumindest ansatzweise erkennen. Zur Erinnerung hier ein kurzer Textauszug:

SOKRATES: Sieh dir Menschen gleichsam in einer unterirdischen Behausung an, mit einem breiten Ausgang längs der Höhle, der sich gegen das Sonnenlicht hin erstreckt. In dieser Behausung sind sie von Kindheit an gefesselt an den Schenkeln und am Hals. Daher bleiben sie immer an derselben Stelle und blicken nur nach vorne, ohne den Kopf wegen der Fesseln herumdrehen zu können. Sie haben aber Licht von einem Feuer, das von oben und von weitem hinter ihnen brennt. Zwischen Feuer und den Gefangenen zieht sich oberhalb ein Weg hin. An ihm entlang, so sieh weiterhin, ist eine Mauer aufgebaut, wie die Brüstung, die sich die Gaukler vor den Leuten erbaut haben, über die hinweg sie ihre Gaukeleien zeigen.

GLAUKON: Ich sehe.

SOKRATES: Sieh nun längs dieser Mauer Menschen allerlei Geräte vorbeitragen, die über die Mauer hinausragen, außerdem Bildsäulen sowie andere steinerne und hölzerne Figuren von allerlei Art; und, wie zu erwarten ist, geben einige beim Vorbeitragen Laute von sich, andere schweigen.

GLAUKON: Ein seltsames Bild beschreibst du da, Sokrates, und seltsame Gefangene.

SOKRATES: Sie sind uns ganz ähnlich.

(*Staat*, VII. Buch, 514a-517a; Übersetzung E.M.)

Auf detaillierte unterrichtspraktische Ratschläge, wie das Höhlengleichnis als Text und in einem modernen Transfer im Film „Matrix“ im einzelnen nachvollzogen und seitens des Lehrers durch zusätzliche Informationen erläutert werden könnte, sei in diesem Zusammenhang verzichtet. Inhaltlich möchte ich mich auf Folgendes beschränken: Das Gleichnis steht im VII. Buch oder in der Mitte von Platons *Staat* oder *Staatsverfassung (Politeia)*, seinem Hauptwerk, das von der für ihn zentralen Frage nach der Gerechtigkeit in der Seele des Einzelnen und in der Polis handelt. Wie in den meisten Dialogen Platons ist Sokrates der Hauptunterredner, wird hier aber als Wahrheitslehrer und nicht mehr als Wahrheitssucher wie in den Frühdialogen dargestellt. So geht er überhaupt nicht auf die Verwunderung Glaukons über das „seltsame Bild“ ein, sondern fährt unbeirrt mit der Erzählung seines Gleichnisses fort. Die gefangenen Höhlenbewohner halten die Schatten an der Höhlenwand für die Wirklichkeit, weil sie nichts anderes kennen. Schließlich wird einer von ihnen von seinen „Fesseln und Unverstand“ befreit und gezwungen, seinen gewohnten Platz zu verlassen, um den Weg nach oben aus der Höhle zum Licht zu nehmen. Mit dem Befreier ist offensichtlich Sokrates selber gemeint, der in den Frühdialogen seinen Unterrednern, den Autoritäten seiner Zeit, ihr Nichtwissen in moralischen Fragen nachweist. Die Athener wollten ihn schließlich loswerden und verurteilten den Siebzigjährigen zum Tod durch den

Schierlingsbecher. Während Sokrates in den Frühdialogen seinen Unterrednern ein bloß eingebildetes Wissen nachwies, indem er ihnen ihre logischen Fehler, mangelnden Faktenkenntnisse und unhaltbaren Prämissen zeigte, malt der Sokrates des Höhlengleichnisses dem zu Recht verwunderten Glaukon (Platons Stiefbruder) ein „seltsames Bild“ ihres Höhlendaseins und des Aufstiegs aus der Höhle zur Schau der Ideen aus. Wenn sich der Gefangene auf seinem Platz widerwillig hat umdrehen lassen, so erzählt Sokrates weiter, nimmt er wahr, was hinter seinem Rücken geschieht, und erkennt Schritt für Schritt, was *wirklich* ist. Zuerst sieht er die angefertigten Gegenstände, die „Gaukler“ - gemeint sind die Mythendichter Homer und Hesiod sowie die Sophisten - hinter ihm auf einer Mauer wie in einem Puppentheater hin- und hertragen. Und er erkennt, dass die „Wirklichkeit“ an der Höhlenwand lediglich Schatten sind, die durch ein Feuer auf der Höhlenwand erzeugt. Dann sieht er weiter oben außerhalb der Höhle Widerspiegelungen von Gegenständen im Wasser, noch weiter oben sieht er die wirklichen Gegenstände und schließlich die Sonne selbst als Ursache von allem. Danach muss er in die Höhle zurückkehren und will auch die anderen Gefangenen befreien. Er selber darf sich erst nach seiner praktischen Bewährung bei Ämtern in der Höhlenwelt der reinen „Schau der Wahrheit“ (theoria) außerhalb der Höhle im philosophischen Alter von 50 Jahren widmen. Er muss allerdings, wie es im Gleichnis heißt, damit rechnen, dass ihm die befreiungsresistenten Gefangenen überhaupt nicht danken, sondern ihn sogar zu töten versuchen, wie auf das spätere Schicksal des Sokrates angespielt wird. Die Gefangenen sehen sich selber nicht als Gefangene und wollen ihre gewohnte Sichtweise nicht infrage stellen lassen.

Die Beschreibung des Lebens der Höhlengefangenen ist generell ein Bild für die Verfassung des Menschen und speziell für die von Sokrates

und Platon kritisierten politischen Verhältnisse im damaligen Athen. Im Streben nach „Ehre, Lob und Belohnungen“, so heißt es, sind alle Parteien (die sogenannten Demokraten oder Oligarchen) nur an ihrem eigenen Vorteil interessiert. Gerechtigkeit ist für sie die Macht des Stärkeren, unterstützt durch Propaganda und rhetorische Tricks. Es geht ihnen um ihre subjektive Interessen, nicht um das Gemeinwohl. Eine derartige Praxis aber endet auf längere Sicht, so schlossen Sokrates und Platon aus ihrer Beobachtung der Verhältnisse, in Chaos und Selbstzerstörung aller. Was Gerechtigkeit und alle anderen Abbildungen an der Schattenwelt wirklich sind, so suggeriert das Höhlengleichnis als Lösung, erkennen wir erst dann, wenn wir die Ideenwelt erblicken. Sie wird anschließend an die Erzählung des Gleichnisses von Sokrates als Lösung verkündet: „Dieses ganze Bild nun, sagte ich, lieber Glaukon, musst du mit dem früher Gesagten verbinden“ (517af), nämlich mit dem vorher von ihm entwickelten Sonnen- und Liniengleichnis des VI. Buchs, in dem die Welt der Nachbilder von der Welt der Urbilder unterschieden und auf einer Linie mit weiteren Unterteilungen analog zu den Stationen des Aufstiegs aus der Höhle eingezeichnet wurde. Ein Gleichnis wird somit lediglich durch ein anderes Gleichnis ersetzt, das Ideenproblem aber wird dadurch nicht gelöst oder auch nur *a/s* Problem verstehbar. Vermutlich wird es vielen Schülerinnen wie mir selber in meiner eigenen Schulzeit ergehen. Ich musste damals das Höhlengleichnis im Griechischunterricht lesen und vom Lehrer „Platons Ideenlehre“ von der „Prävalenz idealer Entitäten“ zur Kenntnis nehmen. Das so gedeutete Gleichnis fand ich einfach unverständlich, ja albern: „Was sollen diese Luftballons über meinem Kopf, und: wieso soll mich die Schau von solchen Ideen ergötzen?“ Als Student hörte ich, dass ähnlich bereits Antisthenes, ein Zeitgenosse und

Kritiker Platons, gehöhnt haben soll: „Ich sehe zwar ein Pferd, aber keine Pferdheit“.

Worin aber besteht das Problem, für das die Ideenlehre eine Lösung sein soll? Offensichtlich brauchen wir, so wurde bereits im Frühdialog *Euthyphron* als Problem deutlich und ist auch für Schüler nachvollziehbar, ein *allgemeines* Kriterium, um die angeblich gerechten, aber strittigen *einzelnen* Handlungen beurteilen zu können. Sich allerdings nach den Göttergestalten Homers zu richten, so hatte bereits der Mythendichter Xenophanes kritisiert, ist keine Lösung, weil die Götter bei Homer und Hesiod in sich zerstritten und selber alles andere als gerecht sind. Ist aber Platons Ideenschau eine Lösung oder lediglich ein tröstlicher, aber hilfloser Ersatz für die verloren gegangene Orientierung an den Göttergestalten des Mythos? Haben nicht die damaligen Sophisten oder die heutigen „Bullshitter“ Recht, die sich lieber an ihren eigenen Vorstellungen und Interessen orientieren und diese mit rhetorischen Tricks durchzusetzen versuchen, statt sich einer angeblich für alle verbindlichen „Wahrheit“ zu beugen? Sind Platons Ideen in Wirklichkeit nichts anderes als Substantivierungen von Adjektiven oder anderen Wortarten durch den Gebrauch des bestimmten Artikels im Griechischen, wie heute die sprachanalytische Standardkritik lautet? Die Botschaft des Höhlengleichnisses, man müsse lediglich „die Ideen schauen“ und als gewöhnlicher Sterblicher der Erleuchtung oder Intuition der wenigen Auserwählten vertrauen (bei Platon gehören entgegen dem damaligen Zeitgeist auch die Frauen dazu), gleicht einer Selbstermächtigung der Philosophenherrschaft. Daher wehren sich die Höhlengefangenen zunächst durchaus zu Recht gegen den aufgezwungenen Befreiungsversuch. Wieso denn „gleichen sie (die Höhlengefangenen) uns“? Sind sie oder wir etwa hilflos in Unwahrheit verstrickt, bis uns endlich ein Philosoph die Augen öffnet?

III. Pragmatische Deutung der Ideenlehre

Was in den gängigen Philosophiegeschichten infolge einer langen Rezeptionstradition der von Platon suggerierten Zwei-Welten-Lehre kaum beachtet wird, ist die Tatsache, dass bereits Platon selber im *Parmenides* und nicht erst sein Schüler Aristoteles in der *Metaphysik* (Buch I, Kap. 9) die Ideenlehre schärfstens kritisiert hat, jedenfalls in ihrer mythologisch-metaphysischen Variante einer Zwei-Welten-Lehre. Auch ist auffallend, dass eine explizite Ideenlehre in Platons Schriften nirgendwo zusammenhängend und ausführlich entwickelt wird. Selbst an den bekanntesten Stellen, an denen „die Idee“ thematisiert wird, ist lediglich von einer „abgedroschenen“ Ideen*hypothese* im Sinne der Zwei-Welten-Lehre die Rede (*Phaidon* 100b), mit der wir „nach der gewohnten Weise“ anfangen (*Staat*, Buch X 596a). Er hat die Ideenhypothese vielmehr von Anfang an aus der Sicht einer, wie ich sie nennen möchte, pragmatischen Sichtweise zu erklären versucht. Dabei steht nicht die *Ideenschau*, sondern der *Ideengebrauch* im Vordergrund. Dies möchte ich an vier Stellen in Platons Texten hier wenigstens kurz zu belegen versuchen (vgl. Näheres Martens 2009).

1) Der erste Text ist Platons Frühdialog *Laches* über die Tapferkeit. Die Dialogpartner, zwei Feldherren und Sokrates, stimmen auf Grund ihrer Erfahrung darin überein, dass Tapferkeit ein Ausharren in Gefahrensituationen bedeutet, dass aber der Affekt des Ausharens von einem Wissen davon geleitet sein muss, für welches gute Ziel man seine Kräfte einsetzen sollte (moralisches Wissen) und ob in einer gegebenen Situation die eigenen Kräfte als Mittel für das angestrebte Ziel ausreichen (instrumentelles Wissen). Alle drei Komponenten zusammen ergeben, wie sich aus dem nur vordergründig ergebnislos endenden Dialog herauslesen lässt, eine „Idee“ oder allgemeine Struktur von Tapferkeit, wie sie später im vierten Buch des *Staates* von Platon

ausdrücklich definiert wird, ohne dass sich Platon dabei auf eine „Ideenschau“ beruft: „Auch tapfer also meine ich, nennen wir jeden einzelnen vermöge dieses Teils, wenn sein mutartiger Seelenteil durch Lust und Unlust hindurch immer treu bewahrt, was von der Vernunft als furchtbar angekündigt worden ist, und was als nicht furchtbar“ (442bf). Wenn ein Verhalten den genannten Bedingungen nicht gerecht wird, kann es nicht, wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, den gewünschten Erfolg haben. Was allerdings als „furchtbar“ oder „nicht furchtbar“ bzw. „gut“ zu gelten hat und wie es für den konkreten Einzelfall zu bestimmen ist, bleibt dabei offen. Dies beschäftigt nicht nur Platon, sondern die gesamte Philosophie bis heute als Problem ethischer Erkenntnis, der Urteilskraft und des empirischen Zweck-Mittel-Wissens. Den viel diskutierten „Weg nach Larissa“ jedenfalls im *Menon* wissen wir nicht durch die von „Priesterinnen und Priestern“ erzählte Wiedererinnerung (Anamnesis) an ein vorgeburtliches Ideenwissen (81a-d), sondern durch eine „richtige Meinung“ (97a-c). Dass diese sich auf ein Erfahrungs- oder Gebrauchswissen anderer stützt, wird weiter unten (siehe 4)) noch genauer erklärt werden.

2) Die zweite Text-Stelle ist das Beispiel von Esel und Pferd im *Phaidros* (259e-260d), wie man Begriffe richtig zu definieren habe. Zwar kann man die Verwendung der Wörter „Esel“ und „Pferd“ beliebig austauschen, nicht aber deren Definition oder Bedeutung, wenn sie für unser Handeln und Verstehen brauchbar sein soll. Wir können zwar „dasjenige unter den zahmen Tieren, welches die längsten Ohren hat“, entgegen der Sprachkonvention statt „Esel“ auch „Pferd“ nennen, jedenfalls wenn wir uns darauf einigen, was damit benannt sein soll. Beim praktischen Gebrauch dieses so benannten Tieres allerdings erfüllen sich unsere Erwartungen für ein erfolgreiches Handeln nicht nach beliebigen Kriterien oder Handlungsregeln. Wir erwarten von einem Tier, das wir

üblicher Weise „Pferd“ im Unterschied zu „Esel“ nennen, so heißt es im *Phaidros*, „dass es zu Hause und im Felde etwas wert ist oder dass es brauchbar ist, um von ihm herab zu fechten, geschickt ist, das Gepäck zu tragen, und zu vielen andern Dingen nützlich ist“. Diese Erwartungen von Nützlichkeit kann nur ein dazu wirklich brauchbares Pferd erfüllen, egal wie man es nennt, nicht aber ein Esel. In diesem Sinne müssen unsere Definitionen brauchbar sein. Auch für die Heilung von Krankheiten, für den Bau von Brücken oder für die Berechnung von Raketenbahnen können wir uns nicht auf beliebig erdachte Definitionen oder Konventionen verlassen, sondern nur auf Definitionen, die in der realen Welt basiert sind. Auch Gerechtigkeit, Platons zentrales Thema, kann verstanden und praktiziert als „Macht des Stärkeren“ kein Gemeinwohl hervorbringen, sondern dies kann sie nur als Mäßigung unserer Begierden durch rationale Argumente und gestützt auf Erfahrungen. So argumentiert Platon im IV. Buch der *Politeia* und auch an der zitierten Stelle im *Phaidros*. Dort überträgt er für seine Kritik an der trügerischen Redekunst der Sophisten sein Beispiel von Pferd und Esel auf moralische Frage: „Wenn also der Redekünstler unwissend über das Gute und Böse einen ebenso beschaffenen Staat sich vornimmt und ihn zu überreden sucht, nicht etwa einen nichtsbedeutenden Esel als einen Pferd anpreisend, sondern ein Übel als ein Gut, und nachdem er die Meinungen des Volkes kennengelernt, ihn nun überredet, Übles zu tun statt des Guten: was für eine Frucht, glaubst du, werde die Redekunst dann ernten von dem, was sie gesät? – Eben keine sonderliche.“ Wie man aber „ein Übel und ein Gut“ oder die „Tugenden“ definieren kann, wissen wir, so hatte das Beispiel der Tapferkeit im *Laches* gezeigt, nicht durch einen Blick auf ewige, von dieser Welt getrennte Ideen, sondern durch Erinnerung und Kritik unserer bisher bewährten Erfahrungen.

3) In seiner Spätschrift *Parmenides*, so der dritte Text, diskutiert Platon die Schwierigkeiten, die mit einer radikalen Trennung (*chorismós*) jenseitiger Ideen von den diesseitigen Sinnesdingen und einer Trennung jenseitigen Wissens und diesseitiger Erfahrungen verbunden sind. Mit der Trennungs-These ist die Gegenstands-These verbunden, nach der es neben den sinnlichen Einzelgegenständen für sich existierende geistige Gegenstände gibt, auf die man wie auf ein Urbild einfach hinzublicken habe. Als „größte“ Aporie nennt er die Trennung des menschlichen Handelns vom göttlichen (133b-135e). Ein göttlicher Herrscher würde dann nur über die göttliche Welt herrschen, der menschliche Herrscher nur über die menschliche Welt; ebenso erkennen die Götter nur Gegenstände ihrer Götterwelt und die Menschen nur Gegenstände ihrer Menschenwelt. Mit dieser Aporie können sich weder die mythologischen Verkünder der Göttergestalten zufrieden geben noch ein philosophischer Denker der Ideen. Denn die Welten der Götter und der Menschen ebenso die Welten der Ideen und der Einzeldinge sollen im Mythos wie im Logos miteinander verbunden sein. Die Götter leben nicht nur die ganze Zeit entrückt auf dem Olymp, sondern mischen sich auch in das Handeln der Menschen ein, wie Homers Epen erzählen. Genau so sind die Ideen nicht bloße Objekte einer seligen Schau am Ideenhimmel, sondern wir brauchen sie für die Orientierung in unserem Erkennen und Handeln in unserer Welt. Mit der „größten“ Aporie einer Trennung beider Welten gibt Platon im *Parmenides* einen deutlichen Hinweis darauf, dass sich die Ideen in ihrem Gebrauch erkennen lassen und zu bewähren haben, nicht aber in einer Zwei-Welten-Lehre zu verorten sind.

4) Seine metaphysische Ideenschau hat Platon ausdrücklich im X. Buch der *Politeia* durch ein diesseitiges Gebrauchswissen abgelöst bzw. begründet (Martens 2009; Frede 2011; Wieland 1982), so die

entscheidende vierte Stelle. Nachdem Platons Sokrates im siebten Buch der *Politeia* das Höhlengleichnis erzählt und gemäß seiner *mythologisch-metaphysischen* Zwei-Welten-Lehre gedeutet hatte, entwickelt er hier zum ersten Mal ausdrücklich seine *philosophisch-pragmatische* Version der Ideenlehre. Dabei wendet er sich, wie seit Beginn seines gesamten Philosophierens, gegen die Mythendichter und Sophisten, die er im Höhlengleichnis beide zu den „Gauklern“ zählt. Platon kritisiert an ihnen, dass sie eine bloß „nachahmende“ Kunst ausüben (595a). Sie verleiten die Gefangenen dazu, sich statt an der Wirklichkeit nur an Abbildungen von Abbildungen oder, bezogen auf die Gerechtigkeit, an ihren Begierden statt am Gemeinwohl und der Vernunft zu orientieren. Für seine Kritik an der Nachahmungskunst unterscheidet Platons Sokrates ferner zu Beginn des zehnten Buchs in der „gewohnten Weise“ die Ideen und die Sinnesdinge voneinander. Zwar benutzt er dabei die Ausdrücke seiner metaphysischen Ideenversion, nämlich der „einen“, „wirklichen“ oder „seienden“ Idee einerseits und der „vielen“, „nicht wahrhaften“ oder „nur so beschaffenen“ Sinnesdinge andererseits. Er versteht diese Ausdrücke aber im Anschluss hieran in einer pragmatischen Version. Zu diesem Zweck unterscheidet er drei Arten von „Bildnern“. Der „Wesensbildner“ oder „Gott“, so erstens, hat die *eine* Idee, beispielsweise des Bettgestells oder Tisches, gemacht, wie Platon in mythologischer Sprechweise formuliert; der „Werkbildner“ oder Handwerker, so zweitens, stellt die *vielen* Bettgestelle oder Tische als Abbildungen der einen Idee her; der „Nachbildner“ oder „Gaukler“ schließlich fertigt von diesen Abbildungen ohne Kenntnis der wirklichen Dinge weitere Abbildungen an und steht somit an dritter Stelle von der Wahrheit entfernt.

Was wahr oder wirklich ist, erkennen wir, wie Platons Sokrates weiter darlegt, nicht durch einen direkten, gottgleichen Blick auf die Idee,

sondern indem wir durch praktischen Gebrauch herausfinden, wie etwas am besten seinen von uns erwarteten Zweck erfüllt oder wie es wirklich nützlich ist. Platons Paradebeispiel für ein derartiges Gebrauchswissen ist das Zaumzeug (601b-602a). Die Idee des Zaumzeugs hat Gott hergestellt, wie Platon in mythologischer Sprechweise sagt, und nur dieser hat von ihr ein vollkommenes Wissen durch direkte Anschauung des von ihm selbst geschaffenen Wesens. Anders als der göttliche „Wesensbildner“ haben die menschlichen Hersteller des Zaumzeugs, der „Kupferschmied und der Riemer“, allerdings kein direktes Ideenwissen, sondern ein Gebrauchswissen, und dies auch nur indirekt. Denn sie müssen sich auf die Erfahrungen und Beschreibungen des Reiters verlassen, wie ein brauchbares Zaumzeug beschaffen sein sollte. Dem „Praktiker“ kommt im Bereich des menschlichen Erkennens das wirkliche Wissen zu, nicht dem reinen „Theoretiker“ oder dem „Ideenschauer“, wie Platon das Zaumzeug-Beispiel anschließend verallgemeinert:

„Wollen wir nun nicht sagen, dass es sich mit allem so verhalte? – Wie? – Dass es für jedes diese drei Künste gibt, die gebrauchende, die verfertigende, die nachbildende? – Ja. – Nun aber bezieht sich die Vorzüglichkeit (areté), Schönheit und Richtigkeit eines jeglichen Gerätes, jedes lebenden Wesens und jeder Handlung auf nichts anderes als auf den Gebrauch, wozu eben jedes angefertigt oder von Natur aus ist? – Richtig. – Notwendigerweise also ist auch der Gebrauchende der Erfahrenste und muss dem Hersteller berichten, wie sich etwa gut oder schlecht herstellt für den Gebrauch, wenn es jemand gebraucht. Wie der Flötenspieler dem Flötenmacher von Flöten Bescheid sagen muss, welche ihm gute Dienste tun beim Blasen, und ihm angeben muss, wie er sie machen soll. Dieser aber muss Folge leisten. – Natürlich.“ (601cf)

Platons Lehre vom Gebrauchswissen, die er - wie gegen die Vertreter der üblichen platonistischen Ideenlehre zu betonen ist - von Anfang an verfolgt hat und die sich auch keineswegs nur auf Gebrauchsgegenstände bezieht, setzt zwar die Annahme eines allgemeinen „Wesens“ voraus. Dieses Wesen aber ist keine von der erfahrbaren Welt abgetrennte Idee, sondern eine allgemeine Struktur oder Funktionsweise *in* der Welt, in der wir leben, wie auch Aristoteles im Sinne seines Lehrers das Allgemeine versteht.

IV. Platons Pragmatismus aus heutiger Sicht

Der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker erklärt Platons Ideenlehre am Zaumzeug-Beispiel aus Sicht der heutigen Evolutionsbiologie folgendermaßen:

„Der Reiter weiß im Lebensvollzug diejenige Struktur der Welt, die gestattet, dass Pferd und Mensch in der Beziehung zueinander sind, die wir Reiten nennen, und er weiß, wie diese Beziehung ermöglicht wird durch das Gerät des Zaumzeugs; kurz, er weiß die Funktion des Zaumzeugs. Dass es eine solche Funktion geben kann, beruht auf Körperbau und seelischer Anlage der in ihre Umwelt passenden Lebewesen Pferd und Mensch. Dieses Strukturgefüge hat – so drückt sich der hier vorweg zitierte Mythos des „Timaios“ aus – der Schöpfergott gemacht. Er hat damit die Möglichkeit der Funktion des Zaumzeugs gemacht, und eben diese Möglichkeit ist es, die Platon terminologisch als die Idee des Zaumzeugs bezeichnet.“ (Weizsäcker 1981, S. 17).

Mit seiner evolutionsbiologischen Erklärung des der Ideenlehre oder des Universalienproblems vollzieht von Weizsäcker den Übergang vom mythologischen Wissen der göttlichen Vorbilder über das metaphysische Wissen der ewigen Ideen zum Gebrauchswissen der gewordenen

Strukturen der Wirklichkeit. Das Ideenwissen ist primär ein praktisches „Wissen-wie“, erst hierauf basierend ein theoretisches „Wissen-dass“ von Strukturen. Beides zusammen, das praktische und theoretische Wissen, drückt das griechische Wort *epistéme* aus. Eine ähnliche Doppelbedeutung kommt auch im deutschen Sprachgebrauch zum Ausdruck, wenn wir etwa sagen, „er versteht die Flöte zu spielen“ oder „er weiß gut zu leben“. Platons Gebrauchswissen findet sich in moderner Sprechweise auch in der „pragmatischen Maxime“ zur Bestimmung der Bedeutung von Begriffen wieder, die Charles Sanders Peirce (1839–1914), der Begründer der Philosophie des Pragmatismus, formuliert hat:

„Überlege, welche Wirkungen, die denkbarenweise praktische Relevanz haben können, wir dem Gegenstand unseres Begriffs in unserer Vorstellung zuschreiben. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffes des Gegenstandes.“ (Peirce 1967, S. 339)

Der von Platon vertretene Pragmatismus unterscheidet sich grundsätzlich vom Nützlichkeitsdenken der Sophisten. Wirkliches Wissen bewährt sich nicht im subjektiv gewollten Nutzen, sondern im objektiv erfahrbaren Nutzen, wie auch Peirce betont. Auch Platon vertritt keinen subjektiven, sondern einen objektiven Pragmatismus. Platons pragmatische Erkenntnistheorie erfährt gegenwärtig ausgerechnet durch den sogenannten „radikalen Konstruktivismus“ indirekt eine Bestätigung. Nach ihm, besonders nach von Glasersfelds Version (Glasersfeld 1992), ist unsere Interpretation von Wirklichkeit nichts anderes als unsere individuelle oder soziale Konstruktion oder Vorstellung dessen, was wir für wirklich halten. Auch Platon würde dem Konstruktivismus zwar in dem Punkt zustimmen, dass wir die Wirklichkeit nicht *an sich* in einem direkten Zugriff erkennen können, sondern dass wir sie nur *für uns* aus unserer lebensweltlichen Erfahrung heraus erfassen können. Allerdings unterscheiden sich beide Positionen in einem wichtigen Punkt

voneinander: Nach Platon können wir in einem erfahrungsbasierten Erkenntnisprozess objektive Strukturen von Wirklichkeit annäherungsweise *finden*, nach dem radikalen Konstruktivismus dagegen *erfinden* wir sie lediglich. Auch Platon würde der konstruktivistischen Auffassung zustimmen, dass wir nie eine „Übereinstimmung“ mit der Wirklichkeit feststellen können, da wir nicht im Sinne eine Korrespondenztheorie die reine Wirklichkeit als Muster der für uns erfahrbaren Wirklichkeit erkennen und in Sätzen ausdrücken können. Wir können nur, wie es von Glasersfeld im Bild des Waldläufers ausdrückt, „Viabilität“ oder gangbare Wege unseres Erkennens und Handelns als evolutionsbiologisch gewordene „Passung“ von Mensch und Welt feststellen und mit anderen, neuen Erfahrungen oder mit dem Gebrauch anderer abgleichen. Auch ein Konstruktivist kann die Existenz von Wirklichkeit oder Realität nicht leugnen und diese auch nicht beliebig deuten, wenn er erfolgreich handeln will, wie von Glasersfeld selber indirekt zugibt: „‘Brauchbar‘ oder ‘viabel‘ aber nennen wir in diesem Zusammenhang eine Handlungs- oder eine Denkweise, die an allen Hindernissen vorbei (den ontischen wie den aus den Handlungen selbst erwachsenden) zum erwünschten Ziel führt.“ (Glasersfeld 1992, S. 30) Wir müssen und können durch das Scheitern und Gelingen von Handlungen feststellen, dass es eine unabhängig von uns bestehende Wirklichkeit gibt, die ein bestimmtes Handeln ermöglicht oder eben auch nicht. Daher müsse, so von Glasersfeld, auch ein Konstruktivist „zwischen ‘Illusion‘ und ‘Wirklichkeit‘, zwischen ‘subjektivem‘ und ‘objektivem‘ Urteil unterscheiden“ (S. 32). Ein Wanderer hat passende von nicht-passenden Wegen zu unterscheiden. Nicht jeder Weg führt zum gewünschten Ziel, sondern nur der Weg oder die verschiedenen Wege, die sich in der erfahrbaren Realität als „passend“ oder brauchbar herausstellen.

Der Gebrauch ist unterschiedlicher Art: entweder experimenteller Art, wie beim Beispiel vom Pferd und Esel, auch beim Metall oder Gestein; er ist praktischer Art, wie bei guten oder gerechten Handlungen, wie im *Laches* sichtbar wurde; oder er ist konstruierender Art wie bei der Kreis-Definition. In der Mathematik, dem Vorbild des Ideenwissens, lässt sich ein exaktes Wissen durch die Ableitung einer Figur oder Gleichung mit Hilfe von Regeln erzeugen. Dasselbe ist bei den beiden ersten Arten des Gebrauchswissens nur eingeschränkt möglich. Während die Eigenschaften eines Pferdes, von Metall oder Gestein beim Ausprobieren oder Experiment trotz aller Unschärfe meistens unstrittig sind, gibt es bei der Beurteilung praktischer Handlungen als "gut und schlecht" nicht dieselbe "Reinheit der Erkenntnis", wie Platon im *Philebos* unterscheidet (55c-59b). Eine "reine Dialektik" oder Ideenerkenntnis kann nur ein erträumtes Ideal nach dem Muster der Mathematik sein, wie Platon selber gegen seine ursprüngliche und nie vollständig aufgegebene Hoffnung einsehen musste. Er gibt an keiner Stelle Beispiele für eine derartige erträumte „Dialektik“. Menschen haben nach Platon zwar nur ein fehlbares Wissen, aber immerhin haben sie die Möglichkeit, etwas wirklich annähernd zu erkennen. Ein direktes, intuitives Wahrnehmen der Ideen, wie es außer in Platons Deutung des Höhlengleichnisses durch die beiden vorangegangenen Gleichnisse auch einige andere Stellen bei ihm nahezuliegen scheinen (*Staat*, Buch VII, 533 c–535a; *Phaidros*, 265c–266c; *Sophistes*, 253b-254b), ist im Mythos dem Allwissen der Götter vorbehalten, und selbst sie können einander betrügen und täuschen, da selbst sie nach Homer nicht alles wissen.

V. Der Wanderer – ein Fazit

Nach der Durchnahme des Höhlengleichnisses und seiner pragmatischen Deutung sollten die von der Lerngruppe zu Beginn

zusammengestellten Überlegungen zur Relativitäts- und Autonomie-These aufgegriffen werden. Dabei wird deutlich: Der strittige Satz „Das muss jeder selber wissen“ bedeutet nicht, dass jeder denken, beurteilen und handeln kann, wie es *ihm* passt, sondern wie *es für ihn* gemäß den erfahrbaren Strukturen der Wirklichkeit passt, egal ob es dem Einzelnen oder einer zufälligen Gruppe gefällt oder nicht. In diesem Sinne kommt der Satz Kants Maxime der Aufklärung gleich: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ (vgl. Martens 2015, S. 186 - 192) Abschließend sollten außer dem „wissen“ auch die übrigen Teile des Satzes „Das muss jeder selber wissen“ diskutiert und geprüft werden: a.) Was bzw. welcher Wissensbereich ist für uns besonders wichtig, und warum? b.) Kann wirklich *jeder* die notwendigen Wissensansprüche erfüllen? c.) Was heißt in diesem Zusammenhang *selber*: völlig allein aus sich heraus oder auch auf Grund von Erfahrungen und auch mit Hilfe anderer? d.) Und wieso *muss*? Könnte nicht jeder den Narren auf eigene Faust spielen oder sich einfach den Autoritäten beugen?

Zum Schluss der grob skizzierten Unterrichtsreihe sollten die Schülerinnen Platons pragmatisch gedeutetes Höhlengleichnis und einen kurzen Text von Glasersfeld mit dem Beispiel vom Wanderer miteinander vergleichen:

„Im Gegensatz zu der ‚ikonischen‘ (abbildartigen, E.M). Relation der Übereinstimmung, die – auch wenn nur eine ungefähre Annäherung postuliert wird – begrifflich auf Isomorphie (Gleichartigkeit, E.M.) beruht, ist die Relation der Viabilität, auf den Begriff des Passens im Sinne des Funktionierens begründet. Das heißt: etwas wird als ‚viabel‘ bezeichnet, solange es nicht mit etwaigen Beschränkungen oder Behinderungen in Konflikt gerät.“

Ein metaphorisches Beispiel mag den Unterschied greifbarer machen. Ein blinder Wanderer, der den Fluß jenseits eines nicht allzu dichten Waldes erreichen möchte, kann zwischen den Bäumen viele Wege finden, die ihn an sein Ziel bringen. Selbst wenn er tausendmal liefe und alle die gewählten Wege in seinem Gedächtnis aufzeichnete, hätte er nicht ein Bild des Waldes, sondern ein Netz von Wegen, die zum

gewünschten Ziel führen, eben weil sie die Bäume des Waldes erfolgreich vermeiden.“

(von Glasersfeld 1992, S. 18 f.)

Platons Überlegungen, was Wirklichkeit ist und wie man sie erkennen kann, kann man in einem Geflecht von sieben Thesen zusammenfassen und auf einige moderne Überlegungen beziehen, ohne dass man seine tastenden, wenn auch beeindruckenden Denkversuche zu Anfang unserer Philosophiegeschichte als eine einheitliche Theorie behaupten könnte. Mit Hilfe dieser Thesen können die Schülerinnen versuchen, von Glasersfelds Beispiel des angeblich bloßkonstruierenden Wanderers aus Sicht des pragmatisch gefundenen Weges aus der Höhle zu kritisieren:

(1) Aussagen, die sich lediglich auf Autoritäten oder Konventionen berufen, wie die Mythen-Dichter oder Sophisten, sind nicht zuverlässig (*Ausschluss von Autoritätsbeweisen*).

(2) Aussagen müssen in sich widerspruchsfrei und mit anderen akzeptierten Sätzen innerhalb eines Theoriezusammenhangs vereinbar sein (*Kohärenztheorie*).

(3) Aussagen müssen mit der Wirklichkeit der Tatsachen und der zugrundeliegenden allgemeinen Strukturen übereinstimmen (*Korrespondenz- bzw. Adäquationstheorie*)

(4) Ob Aussagen mit der Wirklichkeit übereinstimmen, lässt sich nicht durch einen unmittelbaren Vergleich mit einer an sich bestehenden Wirklichkeit bestimmen. Sie müssen sich vielmehr in der Praxis bewähren, ob sie gangbare oder viable Wege unseres Handelns zeigen (*Konstruktivismus und Pragmatismus*).

(5) Die Bewährung von Aussagen ist nicht Sache des Einzelnen, sondern bedarf der Zustimmung einer Forschergemeinschaft oder des kritischen, gesunden Menschenverstandes (*Konsenstheorie*).

(6) Die Struktur von Wirklichkeit leuchtet uns erst nach einem mühsamen Erkenntnisprozess wie eine geistige „Gestalt“ oder „Idee“ ein (*Evidenztheorie*).

(7) Auch unsere „einleuchtenden“ Erkenntnisse sind fehlbar und bedürfen weiterer Überprüfung und Korrektur der Fakten, Begriffe und Argumente (*Fallibilismus*).

Mit der Widerlegung des erkenntnistheoretischen und ontologischen Skeptizismus ist der „Bullshit“ oder „radikale Konstruktivismus“ prinzipiell kein gangbarer Weg unseres Erkennens und Handelns mehr. Den in Platons Höhlengleichnis geschilderten mühevollen Weg des Erkennens aber muss jeder selber gehen, Schritt für Schritt. Man sollte die Schülerinnen hierzu ermutigen und befähigen, nicht aber durch einen unhaltbaren prinzipiellen Skeptizismus daran hindern.

Literaturnachweis

Frede (2011): Frede, Dorothea. *Platons Ideen. Form, Funktion, Struktur*. In: *Information Philosophie* 2/2011, S. 44-57.

Glaserfeld (1992): Glaserfeld, Ernst von. *Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität*. In: *Einführung in den Konstruktivismus. Beiträge von Heinz von Foerster/Ernst von Glaserfeld/Peter M. Hejl, Siegfried J. Schmidt/Paul Watzlawick*. Piper, München/Zürich, S. 9-39.

Martens (2009): Martens, Ekkehard. *Platon*. Reclam, Stuttgart.

Martens (2015): *Stechfliege Sokrates. Gute Philosophie muss wehtun*. Beck, München.

Nida-Rümelin/Weidenfeld (2012): Nida-Rümelin, Julian/Weidenfeld, Nathalie. *Der Sokrates-Club. Philosophische Gespräche mit Kindern*. Knaus, München.

Peirce (1967; 1878): Peirce, Charles S. *Wie unsere Ideen zu klären sind*. In: ders., *Schriften I. Zur Entstehung des Pragmatismus*. Mit einer Einführung herausgegeben von Karl-Otto Apel. Suhrkamp, Frankfurt a. Main.

Weizsäcker (1981): von Weizsäcker, Carl Friedrich: *Ein Blick auf Platon. Ideenlehre, Logik und Physik*. Reclam, Stuttgart.

Wieland (1982): Wieland, Wolfgang. *Platon und die Formen des Wissens*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.